

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 111 (1985)
Heft: 18

Rubrik: Von Haus zu Haus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Nomen est omen

Paula ist Journalistin. Seit zwölf Jahren. Sie hat erreicht, wovon sie schon im zarten Mädchenalter träumte. Jedenfalls beinahe. Eigentlich wollte sie Schriftstellerin werden. Berühmt und geehrt. Wenn möglich mit dem Nobelpreis. So weit haben

Von Ilse Frank

ihre Fähigkeiten nicht gereicht. Aber für eine Redaktorenstelle war Paula gerade gut genug.

Nun waltet sie wacker ihres Amtes. Prüft Manuskripte, bearbeitet Texte. Tastet sporadisch selbst einen. Jongliert mit Zeichnungen. Plaziert Photos. Regiert, und darauf ist sie besonders stolz, ein Team von fünf Männern. Die lassen sich zwar relativ wenig sagen. Deshalb brüllt Paula chronisch. Mit Säuseln oder rührender Hilflosigkeit hat es die Streitbare nie versucht. Eher mischt sie ihrem Wortschwall ein paar kräftige Flüche bei, als dass sie, auch nur verbal, zu Kreuze kröche, weil sie dem schwachen Geschlecht angehört. Macht sie jemand vorsichtig auf ihr wenig fe-

minines Gehabe aufmerksam, antwortet ihm die Burschikose mit zynischem Gekicher.

Eines schicksalsschweren Tages kommt Paula selbst dieses Lachen abhandeln. Die Verwaltungsräte ihrer Zeitung geben das Blatt auf. Es soll eingehen in eine Allerweltpostille. Paula denkt nicht daran, den gleichen Herren neu zu dienen. Sie steigt aus. Verlässt die ihr liebe Umgebung, nicht aber das Metier. – Glaubt sie wenigstens.

Doch Redaktorenstellen sind rar. Solche, an denen sich Frauen behaupten dürfen, erst recht. Das lernt Paula auf ihrer qualvollen Suche nach einem neuen Tätigkeitsfeld. Des ewigen Herumirens, des bitteren Nichtstuns müde, meldet sich die Arbeitslose bei einer Temporärfirma. Die nimmt sie als Sekretärin unter Vertrag.

Paula grämt sich. Nie mehr hat sie den ursprünglich erlernten Beruf ausüben, sich als Tippmamsell verdingen wollen. Jetzt aber, in der Not, braut sie Kaffee für den Chef, giesst die Topfpflanzen seiner Assistenten, besorgt Zigarren für Geschäftsfreunde.

Die einst Selbstbewusste fristet ein klägliches Dasein. Der ständige Kulissenwechsel zehrt an ihr. Sie fühlt sich elend, zermürbt, zu nichts Dauerhaftem nütze. Ein

Zufall, der, wie Paula hinterher stur behauptet, keiner ist, bringt die Wende: Das Verwaltungsbüro F. heuert die Schreibkraft für unbestimmte Zeit an, findet indes bereits nach vierzehn Tagen eine Dauerdaktylo. Paula müsste gehen, wenn der Direktor keine Glanzidee hätte:

«Wir sollten dringend sämtliche Räume renovieren. – Machen Sie das?» fragt er munter.

Die Überrumpelte schluckt leer. Denkt: Eine Chance, zu bleiben! Nickt: «Natürlich.»

Wenig später stellt Paula lange Handwerkerlisten auf, kritzelt Daten hinter die Berufsbezeichnungen, schwingt Einrichtungskataloge, durchwandert Ausstellungen, lacht sich einen Innenarchitekten an, verhandelt mit Lieferanten aller Arten, empfängt hämmernde, sägende, bohrende, malende Trupps, weist Möbelwagen und Hubstapler ein, füllt Bauwannen und Abfalleimer, Archivgestelle und Estrichschränke.

Paula packt überall zu. Schuftet im Schweisse ihres Angesichts. Rennt täglich zehn Stunden treppauf, treppab. Ist jeden Abend fix und fertig. Aber glücklich. Sieht ihrer Hände Werk gedeihen. Kann selig betrachten, wofür sie sich stark gemacht hat.

Als der Auftrag ausgeführt und selbst die Putzorgie Vergangen-

heit ist, bricht Paula beinahe das Herz. Sie möchte nie mehr nur geistig rege werden. Gleichwohl kehrt sie bei der ersten Gelegenheit zum Journalismus zurück. Braucht ewig den Kopf, sporadisch die Fingerspitzen.

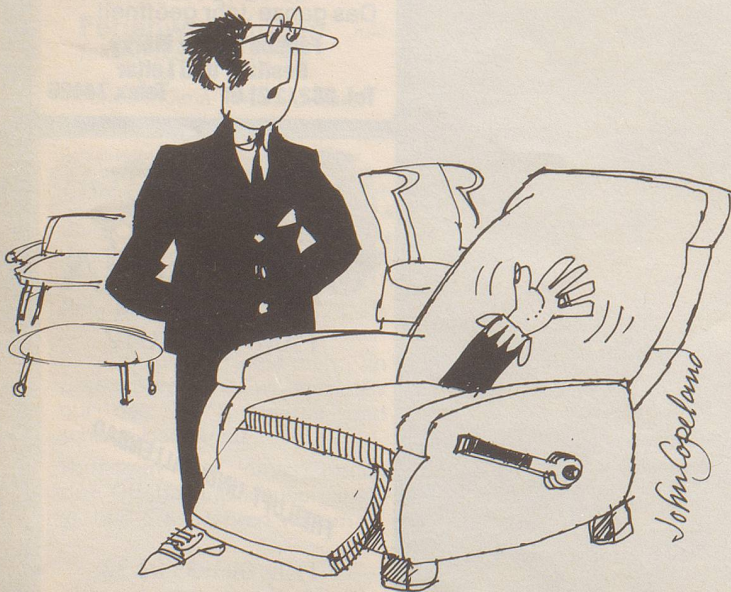
Mit vierzig erinnert sich Paula ihrer manuellen Glanzzeiten. Sehnsucht erfüllt die Frau in den besten Jahren. Sie wähnt sich jung genug, um auszusteigen, noch einmal von vorn anzufangen. Stracks ruft sie den Schreiner an, dem sie einst half, die Arbeitswelt zu verschönern.

«Meister H.», sagt Paula bestimmt, «ich will umsatteln. Bilden Sie mich aus?»

Der Gefragte schweigt. Lange, beredt. Endlich seufzt er: «Ach! Wie stellen Sie sich das vor? In meinem Betrieb laufen zu viele Männer herum. Da bringt eine Frau nichts als Unruhe.»

Die Mutige erschrickt. Weiss, dass Meister H. für manchen seiner Kollegen spricht. Dass ihre Geschlechtszugehörigkeit ein Problem ist. Auch, weil es zum Hobeln Muskelkraft braucht. Weil Lasten geschleppt und Stricke gedreht werden müssen.

Paula resigniert. Nach mehreren schlaflosen Nächten. Entschliesst sich, weiterhin Sätze zu dreheln. Und murmelt pausenlos vor sich hin, warum sie eigentlich nicht Paul heisse.



«Kann ich Ihnen helfen, Madame?»

Der Zahn der Zeit

Das waren noch Zeiten, als sich die junge Braut alle Zähne ziehen liess, um mit einer Zahnprothese den Schritt in die Ehe zu wagen. Auf diese Weise sollte der künftige Gatte gegen unliebsame Zahnarztkosten für seine Frau abgesichert werden. Stolz Besitzerin einer Zahnprothese, die damals zu den Ausstergeschenken gerechnet wurde, war auch unsere Mutter. Die grosszügige Spende an der Schwelle zum Kinderkriegen war für sie noch eine erfreuliche Selbstverständlichkeit, und ihre Meinung wurde von den allermeisten Frauen ihres Alters in unserem Dorf geteilt.

Seit eh und je schneidert die Zeit an Meinungen und Gepflogenheiten herum. Schon meine ältere Schwester zeigte eine veränderte Einstellung zu den eige-

nen Zähnen. Sie reinigte sie zweimal täglich mit einer angerührten Paste aus dem Kolonialwarenlädeli und brachte ihr Pflegeritual damit zum Abschluss, dass sie ihre Zahnreihen Grimassen schneidend gegen den Spiegel bleckte und sich davon überzeugte, dass das Zahnfleisch so straff am Zahnhals lag wie der Strumpf am Bein. Manchmal liess mir die Schwester ihre Zahnbürste grosszügig aus, damit ich meine Milchzähne reinigen konnte. Aber für Kinder galt dies nicht als Notwendigkeit; Milchzähne fielen, wie man wusste, früher oder später ohnehin aus.

Zahnprophylaxe ist inzwischen in aller Munde. Längst achten fürsorgliche Mütter darauf, dass ihre Kinder die Zähne regelmässig putzen und dass sich der Konsum von Süßigkeiten in Grenzen hält. Dass die kariesverursachende Banane vom Pausenapfel abgelöst wird, kontrolliert die Lehrerin. Bald wird man ohne den Spezialladen für optimale

Zahnhygiene, in dem alle erforderlichen Utensilien unter kundiger Beratung gekauft werden können, nicht mehr auskommen. Wem macht sie nicht schon zu schaffen: die Qual der Wahl beim Erwerb der einzig richtigen Zahnbürste? Verunsichert ersetzt man die Zahnbürste mit Nylonborsten durch eine mit Naturborsten und zweifelt dann doch, ob man nicht, dem Zahnfleisch zuliebe, die teure Zahnbürste mit echtem Dachshaar hätte nehmen sollen. Angesichts der elektrischen Zahnbürste fragt man sich: Taugt die herkömmliche Zahnbürste überhaupt noch etwas? Wem wäre nicht ernsthaft daran gelegen, die eigenen Zähne bestmöglich zu schützen und lebenslang zu erhalten? Der besorgte Zahnarzt rät zu Extrabürstchen für die Zahnzwischenräume und zur sofortigen Anschaffung einer Munddusche sowie zu Tabletten zum Aufspüren versteckter Bakterienherde. Unermüdlich ist die Dentalforschung tätig, um uns laufend mit verbesserten Zahncremen zu versorgen. Ausser kindergerechten Zahnreinigungsmitteln mit Fruchtaroma gibt es nun endlich auch die Spezialzahn pasta mit Gin-, Whisky- oder Champagneraroma für den begeisterten Party-Gänger.

Eindringlich warnt die Zahnhygienikerin während der Zahnsteinentfernung: «Lassen Sie es sich gesagt sein! Nur mehrmalige Zahnreinigung pro Tag mit Bürste, Munddusche, Zahnzwischenraum-Bürstchen, Zahnseide, Zahnhölzern und Testtabletten vermag den vorzeitigen Ausfall eigener Zähne zu verhindern.» Ich bin schon auf dem besten Weg, meine bisherigen täglichen Pflichten arg zu vernachlässigen.

Myrtha Glarner

Härte am falschen Ort

Mit normalen Erwartungen ausgerüstet, verreiste unser Sohn in die RS.

Die überall um sich greifende Grippe machte natürlich auch vor dieser Truppe nicht halt und erhielt noch Nahrung durch einen Nachtmarsch in der ersten Woche.

Das Fieber stieg während des Urlaubs, und am Sonntagabend rückte unser Sohn mit 38,8 Grad

und einer gehörigen Dosis Aspirin ein zur Truppe.

Nach gut dreistündigem Warten vor dem Krankenzimmer (warum wohl?) wurde ihm ein abschlägiger Bescheid erteilt mit dem Hinweis, er habe nicht über 38 Grad Fieber und müsse deshalb am andern Tag ausrücken.

Der Wille, sich trotz grossen Unwohlseins zu melden, wurde somit alles andere als belohnt. Dass die Temperatur nach der Medikamenteneinnahme niedriger ist als zuvor, weiss wohl jeder mann.

Unser Sohn meldete sich am Montagmorgen nochmals vergeblich, musste zwei Tage mit starken Grippebeschwerden ausrücken. Er wurde dann nach einem nochmaligen Versuch, ins Krankenzimmer zu kommen, für zwei Tage dort aufgenommen, verfrüht aber wieder ausgewiesen, mit der Bemerkung des Arztes, er solle sich das nächstmal mehr zusammenreissen!

Haben grippekranke Rekruten kein Recht auf angemessene Krankenpflege, wie sie jeder Zivilperson zugestanden wird? Leben wir in kriegsähnlichen Zuständen, oder erlauben sich da ganz einfach ein paar junge, unerfahrene Truppenärzte unter dem Vorwand, die nötige Härte propagieren zu müssen, ihre Macht zu demonstrieren?

Mit solchen (Fehl-)Entscheiden(?) wird der Armee ein Bären dienst erwiesen, weil die Haltung der Jungen dadurch unnötig verbittert und trotzig wird.

Annelies Keller

Ordnung muss sein

Wir haben jetzt eine Dépendance. Die 17a ist zwar im Moment, da relativ schwer heizbar, nicht zu vermieten, im Sommer jedoch liegt sie einfach ideal: Zwischen Apfel- und Birnbäumen, direkt unter Tannenwipfeln. Zwar sollte man auf gelegentliche Besuche von Mäusen und Kröten nicht allzu schreckhaft reagieren und Spinnweben samt Inhalt als naturgegebene Dekoration hinnehmen. Wenn man dann noch Laubrechen, Kräuel, Stechgabel und sonstige Gerätschaften ordentlich in eine Ecke stellt und sich am Geruch von granuliertem Hühnermist und Rasendünger nicht stösst, lässt es sich dort herrlich leben. Es handelt sich

nämlich um unser Gartenhäuschen, 6 Quadratmeter gross, seit kurzem höchst offiziell im Gebäudeverzeichnis unserer Gemeinde registriert.

An einem der Vorfrühlings tage war ich gerade damit beschäftigt, die Himbeerstauden anzuhäufeln, als vorne im Garten ein leicht unsicher wirkender Herr erschien. Er sei vom Bauamt, erklärte er mir, und gekommen, um an der neuen, auf unserem Grundstück befindlichen Gebäulichkeit eine Nummer anzubringen. In der Hand hielt er ein blau emailliertes Schildchen, la- Qualität. Zuerst schaute ich ihn leicht verständnislos an, als er dann jedoch auf unseren Geräteschuppen wies, brach ich in Lachen aus. Mein Gegenüber wurde verlegen und murmelte etwas von «Versicherungsvorschriften». «Ja ja, Ordnung muss sein», stimmte ich ihm zu, und gemeinsam überlegten wir, wo die Nummer am besten zu plazieren sei. Mir hätte

der Türbalken gut gefallen, doch der mit Hammer und Schrauben Bewaffnete zog offensichtlich einen diskreteren Ort vor. An der Rückseite des Häuschens wäre das Objekt für Waldspaziergänger sichtbar gewesen, die Vorderseite kam sowieso nicht in Frage, und über die Seitenwand hingen einige Brombeertriebe. Hilfsbereit (und zum Glück mit Handschuhen bewehrt) löste ich die bereits an der Jacke meines Partners festgekrallten Ranken und hielt sie in die Höhe, damit er endlich seines Amtes walten und das Schildchen mit Sorgfalt und Unterlagsscheibchen (zum Schutz des Emails) anschrauben konnte. Schliesslich drapierten wir gemeinsam die Brombeeren darüber – dieselben (letztjährigen), die ich in den nächsten Tagen bodeneben werde abschneiden müssen. Dies behielt ich jedoch rücksichtsvoll für mich, und wir schieden in bestem Einvernehmen.

Irene Gisela

ECHO AUS DEM LESERKREIS

Wirtschaftswachstum

(Nebelspalter Nr. 12)

Liebe Ilse Frank

Leider habe ich die von Ihnen erwähnte, äusserst aufschlussreiche Fernsehstunde verpasst. Statt dessen hat mich vergangene Woche ein sogenannter Hausarzt – ebenfalls via Bildröhre – zu überzeugen versucht, dass Dickwerden und Dicksein in den allermeisten Fällen selbstverschuldet sei. Er hatte offensichtlich etwas gegen Wohlbeleibte und meinte, unsere Zivilisationskrankheiten rührten von falschen Essgewohnheiten her: vom Zuviel-Essen und Zu-fett-Essen. Aber, so frage ich mich: Sind wir zu dieser Lebensweise unserer Volkswirtschaft gegenüber nicht verpflichtet? Ist es nicht ein Gebot der Stunde, mit-zuhelfen, die Fleisch-, Butter- und Käseberge abzutragen? Wenn auch aus dieser Schlemmerei Wehwechen erwachsen, was tut's? Die emsigen Heinzelmännchen am Rheinknie sind ja ununterbrochen damit beschäftigt, Tränklein zu mischen und Pillen zu drehen, damit wir im gewohnten Trott weiterleben können. Einige Ärzte – der obenerwähnte ist eine unglückliche Ausnahme – haben längst herausgefunden, dass man mit Dickerchen recht viel Geld verdienen kann. Diese Mediziner sind jederzeit und gerne bereit, Tränklein und Pillen zu verschreiben, in schöner Regelmässigkeit Spritzen zu verabreichen und Badekuren zu verordnen. Wichtig ist dabei, die Symptome – Bluthochdruck, Kreis-

laufbeschwerden, Rheumaschmerzen, Herzklemmen und Bauchgrimmen – in Schach zu halten und ja nicht zur Wurzel des Übels vorzudringen. Dass auch all jene, die – wie man heute zu sagen pflegt – bewusst leben und sich gesund ernähren, zuweilen sogar fasten, und zwar zu Hause, den genau gleichen Tribut an unser Krankheitswesen leisten müssen, ist nur recht und billig. Sie untergraben ohnehin unser Wirtschaftssystem. Wenn nämlich alle so denken würden wie diese Grünen, könnten sämtliche Bahnhofsbauern, Batteriehühnerzüchter, Tierfutterlieferanten und Kunstdüngerhersteller schon morgen ihren Laden schliessen. Die Zuckerlobby würde weltweit zusammenbrechen. Und dann die vielen Arbeitslosen! Ganz zu schweigen von den Verwaltungsräten und Aktionären der Chemischen, denen nur noch ein kleiner Teil ihrer Tantiemen ausgeschüttet werden könnte.

Wenn man all dies bedenkt, kann ein Verhalten, wie es uns einige Gesundheitsapostel vorschreiben wollen, nur zu einem unverantwortbaren Rückgang unseres Bruttosozialproduktes führen. Dabei ist doch das höchste Anliegen unseres Landesvaters das andauernde Wirtschaftswachstum. Um dies zu erreichen, darf uns kein Opfer zu gross sein. Also, tun wir etwas Tapferes: Füllen wir weiter unsere Bäuche mit so viel, wie hineingeht, und tragen wir sie stolz voran! Auch die Textilindustrie wird es uns danken.

Trudi Stauffacher